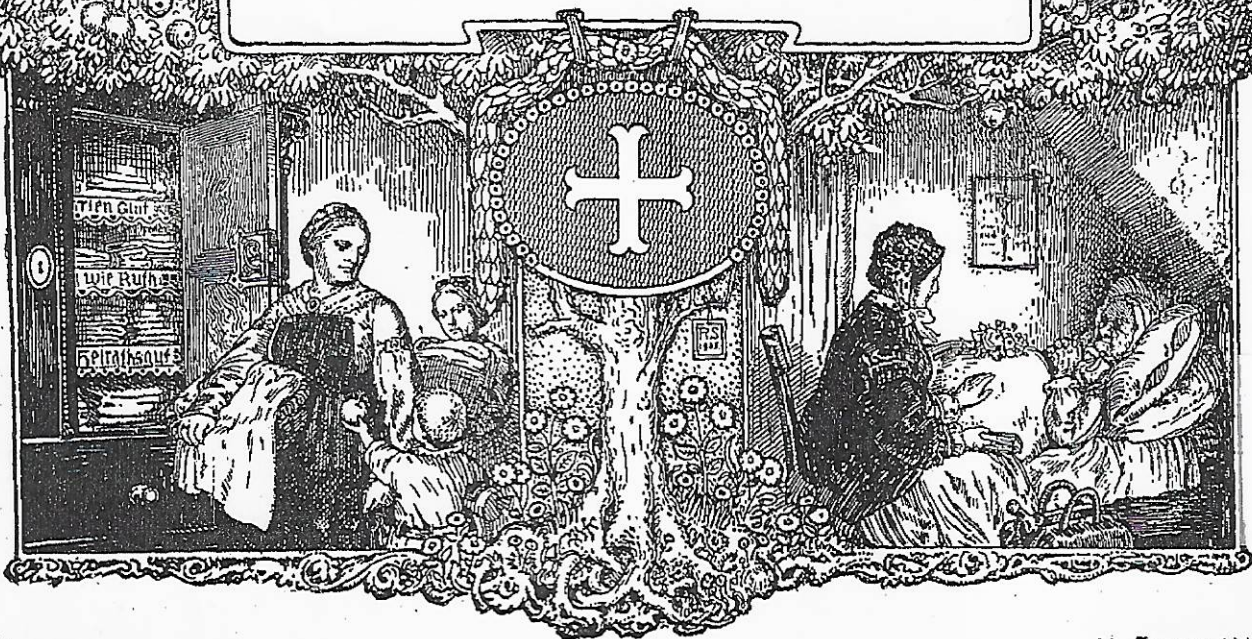


Der Bote



Nummer 5

30. Januar 1916



für die deutsche Frauenwelt



Sinnlos?

Are waren „wie zwei Vögel auf der Stange“, die beiden Schwestern. Es gab nichts, das sie nicht miteinander durchlebt hätten mit ganzer Seele. Und das Aller schönste war die Zeit, in der Helene den jungen Gutsnachbar, der nach des Vaters Tode den bunten Rock ausgezogen hatte und sein Besitztum fleißig und mit der ganzen Treue seines einfachen Wesens bewirtschaftete, merkwürdig oft an ihrem Garten vorbeireiten sah. Und zwar allemal, wenn Helene auf den Gemüsebeeten kniete und mit den von Erde ganz schwarz gewordenen Händen die jungen Pflänzchen „verstopfte.“ Oder wenn sie unter den Stangenbohnen stand und die hoch oben hängenden langen Schoten pflückte und der Ärmel des weiten Kleides zurückrutschte, damit die von der Sonne dunkelgebeizten Arme in ihrer frischen Kraft herausguckten. Oder wenn sie mit dem Okulirmesser an den Rosenwüblingen stand und die Edelsaugen einsetzte. Was half das? Der Vater konnte keinen Gärtner halten. Drum hatte er bei Zeiten seine „Mädels“ auf den Garten „einstudiert“, und das Anpacken war denn selbstverständlich.

Aber das „Anpacken“ hatte frische rote Backen und einen frischen hellen Sinn und ein herzlich munteres Wesen geschaffen. Und drum ritt der Gutsnachbar so oft am Garten vorbei, bis er eines Tages auch in das einfache Gutsnhaus eintrat —

und dann begann die schöne Zeit, die Frau Marie immer noch die „allerschönste Zeit“ nannte, weil sie ihr

Helenechen in solch lachendem Glück sah, daß die ganze Welt unter Rosen unterzugehen schien. Damals war freilich Frau Marie noch Fräulein Marie und hatte das eigene Knospen und Treiben des jungen Lebens noch nicht miterlebt. Und Helene war ihre jüngere Schwester. Drum war alles, was da geschah, doppelt wunderbar; es war, als ob über Nacht ein Wunderbaum in dem sonst so nüchternen Garten der Familie Helbig aufgeblüht wäre!

Das war „damals“! Jetzt sah Frau Marie in ihrer Stadtwohnung und hielt einen Brief in der Hand, und sie schüttelte den Kopf und klagte leise: „Mein armes, armes Helenechen!“ Und sah, wie ihre Kinder auf dem Boden mit den kleinen Marmorkugeln spielten, als sei die Welt ein Paradies, und wie der dicke Arnold, der immer noch Mühe hatte, sich auf seinen kurzen Beinen aufrecht zu halten, von der mütterlichen Elisabeth unter Achzen und Schnaufen in die Höhe gehoben wurde, und wie das Schwesterchen sagte: „Gib dir Mühe, Dicker, daß du springen kannst, wenn der Vater vom Rußland heimkommt!“ Und dann mußte Frau Marie wieder in den Brief in ihrer Hand hineingucken, und die Augen gingen ihr über, als ob die ganze Stube finster geworden wäre. Und es war doch ein so heller goldener Wintertag, der auf den beschneiten Dächern funkelte, als ob über Nacht die Stadtstraße zu einem Kristallpalast geworden wäre.

„Weißt du, Schwester, das Allerschönste ist, daß mir mein ganzes Leben völlig sinnlos vorkommt! Wie ein wüster Wirrwarr. Warum sich freuen an einem jungen Glück — wenn es dann so brutal zusammengeklagen wird? Wozu sich in einander einleben, daß eines ohne

Der Prediger stand vorgebeugt, ganz hingegeben dem Unerhörten, Kleinen. Das, was er der Gemeinde heute sagen wollte, wurde mit dem glanzvollen Strome fortgetragen in ein ewiges Meer. —

Immer noch klang die Orgel. Ihr Tönen war weicher geworden. Das Fernwerk sang mit Engelsstimmen. Das klang wie Schmeicheln und Locken. Dann tönten dunkle Rufe hinein, die waren auch so erdenfern, aber klangen so seltsam trostesvoll wie Stimmen von Erlösten, Ewig-Heimgelassenen. Dann scholl ein neuer Klang, erd- stark, erzenfest wie Kriegerschritt, der in die Heimat lenkt. Nun brandet ein Echo heran, ach, so hell, so froh, millio- nenmächtig: Die Heimat breitet die Arme aus. O Wieder-

sehen, o Tag des Friedens! Die Glocken jubeln, ein wo- gend Tönen ist über dem erlösten Lande: „Nun danket alle Gott.“ —

Die Orgel schweigt.

Ein schweres Atmen raucht durch den heil'gen hohen Raum. Der Prediger fährt mit seiner Hand über die Stirne, als erwache er aus einem Traume.

Leise tönen seine Worte: „Lasset uns heimgehen aus dieser heiligen Stunde! Was soll ich euch noch sagen? Be- wahr! alles in eurem Herzen! Gott schenke Deutschland Sieg und Frieden! Amen!“

„Amen,“ spricht die Gemeinde.

Reinh. Braun.

Armenische Hochzeitsfeier.

Wieder wütet heute die den des Morgenlandes, die wußten lebendiger seit den Kämpfgeschrei wiederhallen. Wenn in seiner „Schwäbi- schen Kunde“ Ludwig Uh- land singt:

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen
kam,

Da mußte er mit dem
frommen Heer
Durch ein Gebirge wüßt
und leer...

so ist mit diesem Gebirge der Taurus gemeint. Wir haben es uns wie die Ti- roler Alpen zu denken. In der größten Höhenlage Fels, fast immerwährend Eis und Schnee, in der Mittellage und in den warmen Tälern fruchtbare Weiden, Korn- felder und Weinberge. Es schließt das armenische Land ein, das zu den Zeiten der Kreuzfahrer ein blühendes Königreich war, dessen Herrscher in jahrhunde- langer Freundschaft mit deutschen Fürsten lebten, dessen Fürstentöchter die Gemahlinnen der Könige von Jerusalem waren. Als Friedrich Barbarossa in den eisi- gen reißenden Fluten des Saleph extrank, war er auf dem Wege zur Krönung des armenischen Königs Leon II.

Ein Jahrtausend lang haben sich die Gewohnheiten der vom brausenden Verkehr abgeschlossenen Völker des Orients unberührt erhalten. Hören wir heute, wie sich eine Hochzeitsfeier in einer wohlhabenden Bürgerfamilie eines Landstädtchens abspielt.

In den kleinen Städtchen des Taurus-Gebirges wird es nach Sonnenuntergang stets schnell dunkel. Alles Leben zieht sich in die Häuser zurück und aus den kleinen vergitterten Fenstern dringen nur verlorene Lichtstrahlen auf die engen ungepflügten Straßen. Nur in einem Ge- höfte ist es heute anders. Das Hoftor des Müdirs (Ortsvorsteher, Bürgermeister), weitgeöffnet, ladet zum Betreten des durch Kienfackeln hellerleuchteten Innen- hofes ein. Zahlreiche Gäste in festlichen Kleidern kommen herein und schreiten an dem großen Wasserbecken in- mitten des Hofes vorüber auf eine Treppe des Hauses zu, die zu den oberen Räumen führt.

Knien sie in Gruppen geküßt, aber malerisch anzusehende braune Armenierkinder unten zum Zu- schauen. Es gilt heute die Vorfeier zur Hochzeit des

Kriegssohnes in jenen Gegen- stück für unser geschichtliches Be- trachten der Kreuzfahrer von

ältesten Sohnes des Bürgermeisters, davon ist natürlich viel zu erzählen.

Oben an der Treppe empfängt der Bräutigam die

Gäste und — nimmt ihnen die Schuhe ab, die sorgfältig zur Seite gestellt werden. Dem zu Ehren seines eigenen Ehrentages muß er heute Diener sein. Die Männer nötigt er, in das große Wohngemach einzutreten, die Frauen begeben sich in die Räume der weiblichen Fa- milienglieder. Die Wände des Wohngemaches entlang zieht sich der mit Kissen be- legte Divan. Auf ihm und zu Füßen nehmen in langer Reihe die Gäste, in morgen- ländischer Art sitzend, Platz, nachdem sie den Vater und den Paten des Bräutigams begrüßt haben. Beide wich- tige Personen sitzen an der der Eingangspforte gegen- überliegenden Wand, zwi- schen ihnen ist ein Platz frei- gelassen. Die eintretenden Gäste nötigt der Hausvater, indem er würdevoll Stirn und Brust bei dem Gruße „Kamazel“ berührt, Platz zu nehmen; die

hervorragenden in seiner Nähe und alle hören den Willkommensruß: „Du kommst in Frieden!“ Ebenso würdevoll grüßend und sich ver- beugend antworten die Gäste: „Ihr seid in Frieden!“ Nach einer gleichen Verbeugung gegen die anderen Gäste nehmen sie Platz. Als Letzter fast tritt der Priester des Ortes in schwarzem Ornat ein, von allen Anwesenden durch schweigendes Erheben von den Sitzen begrüßt. Dann legt man die Hände gekreuzt über die Brust und verbeugt sich, während der Priester auf den Platz zwischen dem Hausvater und dem Paten zuschreitet und von da aus eine grüßende Handbewegung für alle macht, die mit den Worten: „Ornial Der!“ (Bitte für uns, Vater!) beant- wortet wird. Während sich alle wieder setzen, wendet sich der Priester mit Würde zu den beiden Respektpersonen neben ihm: „aschgit luis aswaz hairli ejlia!“ (Mögen eure Augen leuchten und Gott seinen Segen geben!)

Nun beginnt die Bewirtung. Statt der im Abend- lande üblichen weiblichen Bedienung kommen hier junge Männer herein, die auf Servierplatten Täßchen duftenden Kaffees und allerhand Süßigkeiten anbieten. Cherbet (Simonadenart) und Rakh (Likör, Schnaps) folgen. So- bald hiervon ein Glas geleert wird, wenden sich die Gäste stets vorher mit einem Glück- und Segenswunsch an den

Bilder aus der Kriegsarbeit der Frauenhülfe

Von M. Kuhls

Preis 10 Pf.



Schleissche Zeitung: Die im Plauderton gehaltene Schrift eignet sich gut zum Vorlesen in Vereinen.

Der barmherzige Samariter: Die Schrift läßt uns einen Blick auf elende Gebiete der von der Frauenhülfe im Kriege geleisteten umfangreichen Arbeit tun.

Theolog. Literaturbericht: M. Kuhls zeichnet hier Bilder von daheim und draußen, auf den Sammelstellen und Verteilungs- plätzen, selbst über die Meere hinausgreifend in dem, was sie über die Arbeit der Schwester des Diakonissenmutterhauses ihres Auslands (Wittenberg) berichtet.

Stiftungsverlag - Potsdam

Utr. P

1916

wollte, Einsicht zu haben, hatte sie geant-

„Ich kenne mein Kind nicht mehr freiwillig zurück, dann will ich nichts von ihm.“

Es kam nach Wochen der erste Brief. Da war die Bäuerin gewesen, als sie den Brief abnahm. —

Es war aber kein Bittbrief, wie sie in ihrem unbegreiflichen Sinn wohl geglaubt hatte, sondern ein paar Zeilen waren's, in denen stand, wie er und der Fritz gleich angenommen seien und sie nun noch sechs Wochen in P. bleiben, ehe es endlich an den Feind gehe. Und ob die Mutter ihm nicht vergeben könne — es sei nur sein gutes Recht und seine Pflicht, fürs Vaterland zu kämpfen. Sie solle ihm doch schreiben! —

Den Brief hat die Müllerin in ihr Schreibfach geschlossen und hat die Zähne trotzig zusammen gebissen und — nicht geantwortet.

Nach fünf Wochen kam noch einmal ein kurzer Brief vom Peter:

„Mutter, in acht Tagen geht's hinaus nach Russland — ich käme wohl einen Tag auf Urlaub mit dem Fritz zusammen, wenn Du willst — es könnte ein Abschied werden für immer, Mutter!“ —

wohl ein Ueberlegen in die Seele der Frau, ehe sie auch diesen Brief verschloß.

„Ihn nun rief? —“

Am Tage kam die Schulzin zum ersten Male am Tage damals zu ihr, mit einem Briefe ihres

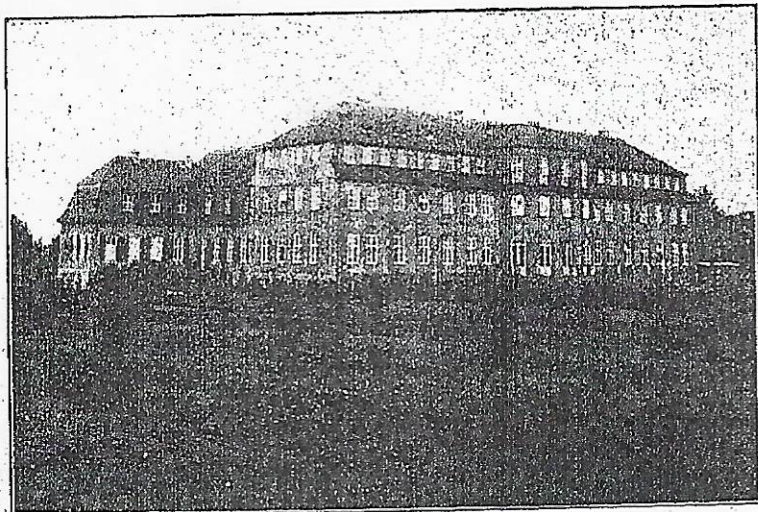
„Müllerin, mich treibt's zu Euch, wenn Ihr auch Euer großes Unrecht bisher noch nicht einsehen wolltet — ich möcht' Euch warnen, ehe es zu spät ist.“

Der Fritz kommt in diesen Tagen heim zum Abschied — mir zittert mein Herz schon jetzt, und ich will lernen, es fest zu halten vorher, damit ich's dem Jungen nicht unnützlich schwer mache nachher!

Aber noch mehr zittert mein Herz, wenn ich denke, daß eine Mutter es fertig bekommen sollte, ihren Sohn ohne Segen ziehen zu lassen, wie Ihr es wollt!

So vergrämt soll der Peter sein, schreibt mein Junge, denn er hat es verlernt zu hoffen! Auf ein paar armselige Worte seiner Mutter! — Müllerin, ich bitt' Euch inständigst, seid gut und ruft Euern Peter!“ — mit Tränen in den Augen stand die Mutter des anderen vor ihr — bat so eindringlich für den Freund ihres Sohnes, streckte bittend die Hände aus. — (Schluß folgt.)

Unser Luitenhof.



Der Luitenhof inmitten seiner Gemüsegärten.
(Seltensansicht.)

Kennen die Leserinnen alle schon unseren Luitenhof? Wir haben ihnen bereits öfter von ihm erzählt. Zuerst damals, in lange, lange zurückliegender goldener Friedenszeit, als am 19. Juli 1913 der Grundstein gelegt wurde zu diesem Hause, in dem alle, die hier lernen und lehren, nach dem Vorbilde von Preußens edler Königin es als ihr höchstes Ziel ansehen sollen, in Gottesfurcht und selbstloser Treue unserem geliebten Volk und Vaterland zu dienen, und daß sie bereit sein werden, das, was sie hier empfangen, als Jüngerinnen unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi dazu zu verwerten, daß die heranwachsende weibliche Jugend zur Erfüllung der ihr obliegenden Pflichten tüchtig gemacht und in frommem Christensinn erzogen und vertieft werde.“

Die hier Lernenden sind junge Mädchen, die in der ländlichen Hauswirtschaftstätigkeit von Grund auf ausgebildet werden, damit von dieser Stätte aus nicht allein Lehrerinnen, die der hauswirtschaftlichen Fortbildung unserer weiblichen Jugend dienen, hinausgehen können in alle Gauen unseres Vaterlandes, sondern wo auch die Mädchen sich vorbereiten, wie sie am eigenen Herde als Christ-

liche Hausfrauen schalten und walten sollen, oder im fremden Haushalt sich als Glied einfügen, in treuer Erfüllung übernommener Pflichten.

Und als ein Jahr später das schöne Haus fertig da stand, als bereits die erste Mädchenschule unter der Leitung der Lehrerinnen sich darin tummelte, da konnten wir unseren Leserinnen im „Boten“ von der herrlichen Eröffnungsfeier des Hauses berichten, aus dem Ströme des Segens ausgehen sollten, in Zukunft sich ergießen über das häusliche Schaffen deutscher Frauen.

In Zukunft! — Wer hätte damals geahnt, welche Zukunft vor uns lag! Wie nahe die Zeit war, in der die deutsche Hausfrauentätigkeit und Tüchtigkeit eine Mauer sein würde, an der die Wellen der Niedertracht eines übermächtigen Feindes zerbrechen müßten?

Wichtiger als je zuvor ist in der Not unserer Zeit die Arbeit des Landmannes und der Landfrau geworden. Auf ihr ruht die Ernährung eines ganzen Volkes. Wenn sie versagt, und wenn auch die städtische Hausfrau nicht alle ihre geistigen

und körperlichen Fähigkeiten anspannt, dann ist noch immer unser Sieg in Frage gestellt, dann noch immer sind die Tausende draußen umsonst geopfert. Und selbst wenn bald ein Friede dem furchtbaren Kriege folgen sollte, so wird es langer Zeit bedürfen, vielleicht Jahre, vielleicht Jahrzehnte, wer weiß es? — ehe die Schäden, die er geschlagen, ausgewetzt sein werden, und auch hierzu wird dieselbe Tüchtigkeit, auch der Frauen auf ihrem eigenen Gebiet nötig sein.

Gesegnet sei daher eine Stätte, an der solches Frauenwirken vorbereitet wird!

Wie sieht denn nun eine solche Stätte, und zwar diejenige, die die Frauenhilfe gegründet hat, der Luitenhof, im vollen Betriebe aus? Wir denken, daß wir unseren Leserinnen eine Freude machen, wenn wir ihnen, nachdem fast zwei Jahre nach seiner Eröffnung verfloßen sind, einiges von dort erzählen.

Zunächst, die jungen Mädchen, die Lehrenden und die Lernenden versichern, und man sieht es ihnen an, daß dies keine Redensart ist, — sie fühlen sich alle sehr wohl dort. Mir sagte einmal ein altes Frauchen auf meine Frage,



Maidenzimmer.

ob sie sich in der Sommerfrische wohl gefühlt hätte, nämlich in dem Erholungsheim eines Wohlfahrtsvereins: „Ach ja, Freileinchen, gar sehr wohl, da geht die Zufriedenheit um.“ Ob sie sich die Zufriedenheit so als eine Art guten Hausgeist dachte, weiß ich nicht. Jedenfalls scheint mir, daß im Luisenhof nicht allein die Zufriedenheit, sondern auch der Frohsinn umginge.

Und der Frohsinn ist ein sehr, sehr lieber Gesell, bei dessen Begleitung alle Arbeit leicht wird. Denn man denke nicht, daß es Spielerei ist, was die Schülerinnen des Luisenhofs, die Mädchen genannt, tagsüber betreiben. Zunächst erhalten sie die erste Stunde am Tage theoretischen Unterricht, z. B. Einfache Buchführung, Nahrungsmittel-lehre, Gesundheitspflege. Darauf folgt in den verschiedenen Betrieben praktische Arbeit unter Anleitung, immer mehrere Mädchen arbeiten zusammen. Da befindet sich eine Gruppe in der Küche beim Kochen des Mittagmahles, andere in den Ställen. Denn allerhand Vieh gibt es zu besorgen, Ziegen, Schweine, Kaninchen, Gänse, Enten, Puten, Hühner nicht zu vergessen. Gerade der Kütenauf-zucht wird viel Bedeutung beigemessen. Wenn man nun bedenkt, daß auch das Reinigen der Ställe den jungen Mäd-chen obliegt, so kann man wohl glauben, daß die Pause des Mittagessens und der darauf folgenden Ruhe sehr wohl-tuend von ihnen empfunden wird. Jedoch ist ganz be-sonders vorgesehen, daß jede die Gesundheit schädigende Ueberanstrengung ausgeschaltet ist. Auch wachsen die Kräfte mit der Arbeit, manches junge Stadtfraulein hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit in der reinen Land-luft und bei dem Tummeln in Küche, Hof und Garten ganz bedeutend gekräftigt.

Der Nachmittag ist wieder praktischer und theoretischer Arbeit gewidmet, und zwar in so gut durchdachter Ein-teilung, daß jede Schülerin an jede Arbeit wöchentlich herangehen muß. Daß Gemüse- und Obstbau, sowie das Besorgen der Hauswäsche, ebenso das Bereiten von Butter und Käse, das Backen von Brot und Kuchen im Unterricht mit aufgenommen sind, ist selbstverständlich.

Der Abend dient dem geselligen Zusammensein, ebenso wie auch der Sonntag, nach dem Kirchgang in die schöne,



In der Maidenküche.

altertümliche Kirche von Bärwalde, entlang an Wiesen und Feldern, der Ruhe und Erholung gewidmet ist.

Die Stadt Bärwalde in der Neumark trägt einen an-heimelnd ländlichen Charakter, sie hat ein gutes Gemein-wesen und ist so recht wohl gepflegt in ihren öffentlichen Einrichtungen. Sicher geht auch hier „die Zufriedenheit um“, die sich dem Fremden, der sich auch nur einen Tag hier aufhält, sofort mitteilt. „Ob es hier wohl viele Kranke oder Trübselige gibt“, so fragte ich mich, als ich durch die mit hübschen, zum Glück meist einstöckigen Häusern be-setzten Straßen ging, an deren Ende ich hinter der wohl erhaltenen, sehr malerischen Stadtmauer aus mittelalter-lichen Zeiten den alten Stadtschäfer, die sämtlichen Schafe der Bürger gemeinsam hütend, neben sich den Hund, mit seinem Strickzeug an sonnenbeschienener Balde sitzen sah.

Gesund ist die Lage der Stadt mit Umgebung, wie versichert wird, und man kann es sich auch wohl denken. Säumen doch meilenweite Wälder das Stadtgelände, den

Reichtum der Stadt bildend. Und die lieben jungen Ansassen des Luisenhofs haben auch ihren guten Anteil daran, denn nicht allein grenzt der Wald an den mit seinen wel-ten Gärten 24 Morgen ein-nehmenden Lu-isenhof, sondern 2Morgen Wald-gelände sind ihm von der Stadt eingefrie-digt überlassen, worin sie sich ergehen können nach Herzens-lust. Da mag manches Groß-städtkind unter den 64 Schüler-innen, sobald es das erste Helm-weh überwun-den hat, mit Behmut an die engen Räume mit dem



Aufsuchen von Raupen im Gemüsegarten.



Eine notwendige Gartenarbeit.

Stückchen Himmel darüber zurückschauen, zwischen denen seine Angehörigen zu leben gezwungen sind und die von der Natur nur auf umständlichen Ausflügen etwas sehen.

Ausflüge machen die jungen Mädchen vom Luisen-
hof natürlich auch des Sonntags. Dester's kommt wohl an eine Anzahl junger Mädchen eine Einladung zu einer der Familien der Umgegend, die eine Tochter dem Luisen-
hof anvertraut haben. Dann herrscht große Freude unter den Eingeladenen. Aber zur Sommerszeit geht es hinaus zu Fuß und zu Rad in den herrlichen Pochwald, an die Ufer seiner Seen bis zur Försterei, zur Ruhepause und Erquickung.

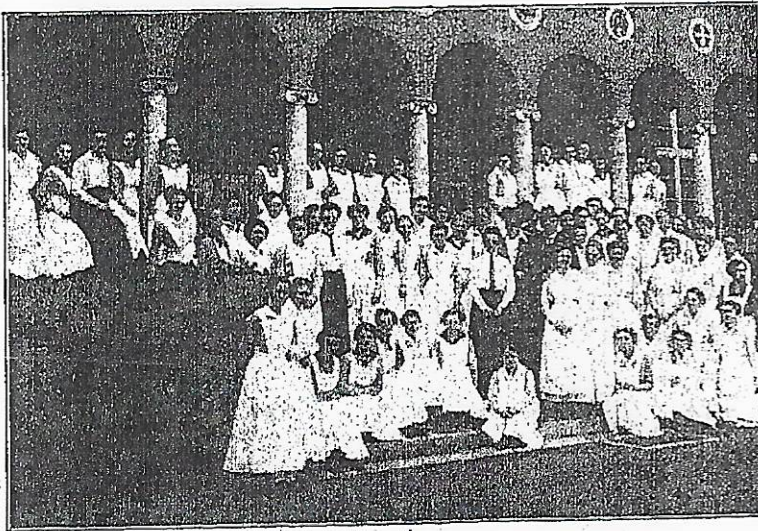
In früheren Jahrzehnten wurde für die weitere Aus-
bildung der Familien-
töchter nach der Schul-
zeit der Hauptwert auf
Sprachen und Musik
gelegt — wie gut, daß
diese Zeiten vorbei
sind! Es ist wohl mög-
lich, daß solche Kennt-
nisse unter Umständen
wertvoll werden kön-
nen. Im allgemeinen
wird es kaum der Fall
sein, sie dienen schließ-
lich doch mehr zum
Schmuck, der, in das
rechte Licht gebracht,
der Trägerin einen
armeligen Glanz ver-
leiht. Die Schreiberin
dieser Zeilen hat die in
dieser Richtung liegen-
den Kenntnisse, die in
ihrer Jugendzeit als



Bei der Hauswäsche.

notwendig erachtet wurden, nur in sehr unbedeutendem
Maße praktisch verwerten können, keinesfalls hat der geringe
Nutzen die Zeit, die Mühe, die Geldkosten aufgewogen,
nicht zu gedenken der fortgesetzten seelischen Ueberwindung
bei einem Pensionatsaufenthalt im fremden Lande, wo die
Geringschätzung alles Deutschen fortbauend in so hoch-
mütiger Weise zutage trat, wie es bei uns zuhause Aus-
länder gegenüber ganz undenkbar wäre.

Vielleicht stammte die Art der Erziehung früherer,
nicht gar weit zurück-
liegender Zeiten noch
von dem Einfluß der
Fremdherrschaft, unter
der unser Vaterland in
früheren Jahrhunder-
ten zu leiden hatte. Die
Erziehung, die den Lan-
destöchtern im Luisen-
hof zuteil wird, ist die
zu einer echt deutschen,
christlichen Frau. Mö-
gen sie im Auslande
den oberflächlichen
Schmuck des Lebens
hoch halten, mögen sie
spötkeln über deutsches
Wesen, unsere deut-
schen Mädchen mögen
erzogen werden in
Gründlichkeit, in Frö-
nigkeit, in Frömmig-
keit.*) M. K.



Im Luisenhof 1915.

Aus der Geschichte des Strickstrumpfs.

Von E. Kruse.

Schon um das Jahr 500 vor Christi Geburt kannte
man in Aegypten den gestrickten Strumpf. Er war dem
unsern ganz gleich; nur waren die Nadeln, mit denen er
gestrickt wurde, viel größer als unsere jetzigen Strick-
nadeln; und überdies endete der Fuß in zwei Spitzen,
von denen die eine wahrscheinlich dazu bestimmt war, den
Strumpf an der Sandale zu befestigen. Im Mittelalter
trugen die Männer in den damaligen europäischen Kultur-
staaten eine Art von Strumpfhose, die oben weit, sich nach
unten immer mehr verengte und Schenkel, Bein und Fuß
belleidete. Als dann aus praktischen Gründen der Strumpf
am Knie von der Hose getrennt wurde, machten sich auch
die Frauen das neue Kleidungsstück zu eigen. Und zwar
sollen es deutsche Frauen gewesen sein, die diese Tren-
nung zuerst vornahmen und die dann begannen, die
Strümpfe selbst zu „knüpfen“. Wolle und Baumwolle
wurde verstrickt; bald aber wurden auch seidene Strümpfe

getragen. Besonders die in Florenz verfertigten waren
berühmt und überall von den vornehmen Damen begehrt.
Man erfand kunstvolle Strickmuster; auch Zwickelstrümpfe
kamen in die Mode. Letztere haben sich in allen den
Gegenden erhalten, wo wie in Tirol kurze Frauenröcke
und lange Männerstrümpfe mit Knieschienen getragen wer-
den. In kurzer Zeit hatte sich der Strumpf über alle
zivilisierten Länder verbreitet. Der Aufwand, der mit
diesem Kleidungsstücke getrieben wurde, nahm mit jedem
Jahre zu, und besonders in England, Frankreich und
Italien gab man große Summen für Strümpfe aus.
Unter Königin Elisabeth mußte in England jeder, der ein

*) Reich illustrierte Broschüre, alles Nähere über Lehrgang,
Kosten usw. des Aufenthaltes im Luisenhof enthaltend, werden
von der Geschäftsstelle der Frauenhilfe, Potsdam, Miesbach-
straße 2 aus kostenlos verschickt.

wollte, Einsicht zu haben, hatte sie geantwortet:

„Ich kenne mein Kind nicht mehr, kommt er nicht freiwillig zurück, dann will ich nichts von ihm wissen.“

Es kam nach Wochen der erste Brief vom Peter — blaß war die Bäuerin gewesen, als sie ihn dem Postboten abnahm. —

Es war aber kein Bittbrief, wie sie in ihrem unbeugsamen Sinn wohl geglaubt hatte, sondern ein paar Zeilen waren's, in denen stand, wie er und der Fritz gleich angenommen seien und sie nun noch sechs Wochen in P. bleiben, ehe es endlich an den Feind gehe. Und ob die Mutter ihm nicht vergeben könne — es sei nur sein gutes Recht und seine Pflicht, fürs Vaterland zu kämpfen. Sie solle ihm doch schreiben! —

Den Brief hat die Müllerin in ihr Schreibfach geschlossen und hat die Zähne trotzig zusammen gebissen und nicht geantwortet.

Nach fünf Wochen kam noch einmal ein kurzer Brief vom Peter:

„Mutter, in acht Tagen geht's hinaus nach Rußland — ich käme wohl einen Tag auf Urlaub mit dem Fritz zusammen, wenn Du willst — es könnte ein Abschied werden für immer, Mutter!“ —

Da kam wohl ein Ueberlegen in die Seele der Frau — sie zögerte, ehe sie auch diesen Brief verschloß.

Wenn sie ihn nun rief? —

Am selben Tage kam die Schulzin zum ersten Male seit dem bösen Tage damals zu ihr, mit einem Briefe ihres Sohnes.

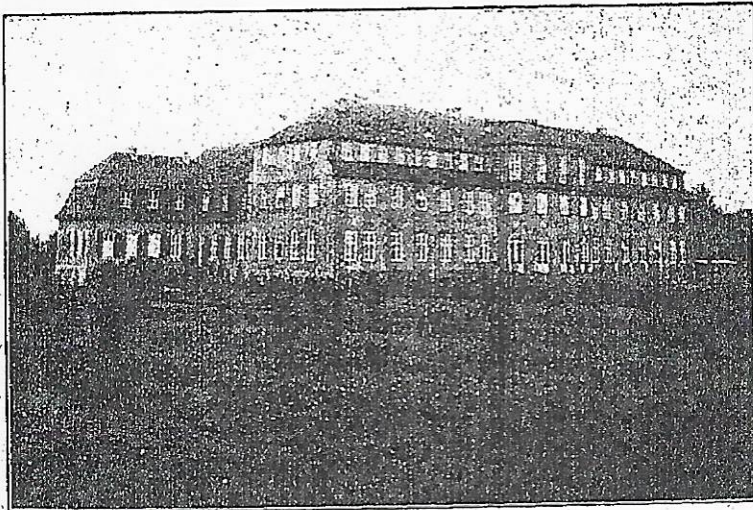
„Müllerin, mich treibt's zu Euch, wenn Ihr auch Euer großes Unrecht bisher noch nicht einsehen wolltet — ich mücht' Euch warnen, ehe es zu spät ist.“

Der Fritz kommt in diesen Tagen heim zum Abschied — mir zittert mein Herz schon jetzt, und ich will lernen, es fest zu halten vorher, damit ich's dem Jungen nicht unnütz schwer mache nachher!

Aber noch mehr zittert mein Herz, wenn ich denke, daß eine Mutter es fertig bekommen sollte, ihren Sohn ohne Segen ziehen zu lassen, wie Ihr es wollt!

So vergrämt soll der Peter sein, schreibt mein Junge, denn er hat es verlernt zu hoffen! Auf ein paar armselige Worte seiner Mutter! — Müllerin, ich bitt' Euch inständigst, seid gut und ruft Euern Peter!“ — mit Tränen in den Augen stand die Mutter des anderen vor ihr — bat so eindringlich für den Freund ihres Sohnes, streckte bittend die Hände aus. — (Schluß folgt.)

Unser Lutsenhof.



Der Lutsenhof inmitten seiner Gemüsegärten.
(Seitenansicht.)

Kennen die Leserrinnen alle schon unseren Lutsenhof? Wir haben ihnen bereits öfter von ihm erzählt. Zuerst damals, in lange, lange zurückliegender goldener Friedenszeit, als am 19. Juli 1913 der Grundstein gelegt wurde zu diesem Hause, in dem alle, die hier lernen und lehren, „nach dem Vorbilde von Preußens edler Königin es als ihr höchstes Ziel ansehen sollen, in Gottesfurcht und selbstloser Treue unserem geliebten Volk und Vaterland zu dienen, und daß sie bereit sein werden, das, was sie hier empfangen, als Jüngerinnen unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi dazu zu verwenden, daß die heranwachsende weibliche Jugend zur Erfüllung der ihr obliegenden Pflichten tüchtig gemacht und in frommem Christensinn erzogen und vertieft werde.“

Die hier Lernenden sind junge Mädchen, die in der ländlichen Hauswirtschaftstätigkeit von Grund auf ausgebildet werden, damit von dieser Stätte aus nicht allein Lehrerinnen, die der hauswirtschaftlichen Fortbildung unserer weiblichen Jugend dienen, hinausgehen können in alle Gauen unseres Vaterlandes, sondern wo auch die Mädchen sich vorbereiten, wie sie am eigenen Herde als Christ-

liche Hausfrauen schalten und walten sollen, oder im fremden Haushalt sich als Glied einfügen, in treuer Erfüllung übernommener Pflichten.

Und als ein Jahr später das schöne Haus fertig da stand, als bereits die erste Mädchenschule unter der Leitung der Lehrerinnen sich darin tummelte, da konnten wir unseren Leserinnen im „Boten“ von der herrlichen Eröffnungsfeier des Hauses berichten, aus dem Ströme des Segens ausgehen sollten, in Zukunft sich ergießen über das häusliche Schaffen deutscher Frauen.

In Zukunft! — Wer hätte damals gedacht, welche Zukunft vor uns lag! Wie nahe die Zeit war, in der die deutsche Hausfrauentätigkeit und -Tüchtigkeit eine Mauer sein würde, an der die Wellen der Niedertracht eines übermächtigen Feindes zerbrechen müssen!

Wichtiger als je zuvor ist in der Not unserer Zeit die Arbeit des Landmannes und der Landfrau geworden. Auf ihr ruht die Ernährung eines ganzen Volkes. Wenn sie versagt, und wenn auch die städtische Hausfrau nicht alle ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten anspannt, dann ist noch immer unser Sieg in Frage gestellt, dann noch immer sind die Tausende draußen unvorsichtiger geopfert. Und selbst wenn bald ein Friede dem furchtbaren Kriege folgen sollte, so wird es langer Zeit bedürfen, ehe die Schäden, vielleicht Jahrzehnte, wer weiß es? — ehe die Schäden, die er geschlagen, ausgeweht sein werden, und auch hierzu wird dieselbe Tüchtigkeit, auch der Frauen auf ihrem eigenen Gebiet nötig sein.

Gefügnet sei daher eine Stätte, an der solches Frauenwirken vorbereitet wird!

Wie sieht denn nun eine solche Stätte, und zwar diejenige, die die Frauenhilfe gegründet hat, der Lutsenhof, im vollen Betriebe aus? Wir denken, daß wir unseren Leserinnen eine Freude machen, wenn wir ihnen, nachdem fast zwei Jahre nach seiner Eröffnung verfloßen sind, einiges von dort erzählen.

Zunächst, die jungen Mädchen, die Lernenden und die Lernenden versichern, und man sieht es ihnen an, daß dies keine Redensart ist, — sie fühlen sich alle sehr wohl dort. Mir sagte einmal ein altes Fräulein auf meine Frage,